

Nr. 108. Bromberg, den 14. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(12. Fortsetzung.)

Erik nahm an, daß er phantasierte, warf aber doch einen raschen Blick auf den von dort sichtbaren Teil des Sunds. Er sah kein Licht.

„Ja, ja, aber weshalb bist du hergekommen, Papa? Was ist geschehen?“

„Ich stand und beobachtete . . . das Licht im Wasser . . . Da kam jemand auf dem Fußweg gegangen, und als ich mich umdrehte, bekam ich einen Schlag gegen den Kopf . . .“ Er tastete mit der Hand nach dem Nacken.

„Einen Schlag? Jemand hat dich geschlagen?“

„Ja“, hauchte Reynold und sank ohnmächtig zusammen.

Jetzt nahten hastige, stolpernde Schritte, und als Erik sich umsah, gewahrte er eine herannahende Laterne. Als der Träger haltmachte und sie emporhob, um sich umzusehen, kam das bekümmerte Gesicht des alten Tobias zum Vorschein. Erik begrüßte ihn voller Erleichterung: „Tobias! Hierher!“

Der Alte kam, stellte seine Laterne auf die Erde und ließ sich ebenfalls auf die Knie nieder.

„Herr Hugo!“ wisperte er. „Das ahnte mir . . .“

„Was denn, Tobias?“

„Daß es ein Unglück geben würde“, sagte der Alte. „Ich wachte auf und — fühlte es.“

„Er sagt, jemand hätte ihm einen Schlag gegen den Nacken versetzt. Wir müssen ihn rasch nach Hause tragen.“

Das gab eine mühselige Wanderung. Erik kam sie stundenlang vor, aber schließlich erreichten sie das Haus und legten den alten Herrn auf sein Bett nieder, worauf Tobias mit bebenden Händen eine Lampe anzündete, während Erik seinen Vater entkleidete.

„Ich weiß nicht, wovon ich aufwachte“, murmelte Tobias. „Es war wie eine Eingebung . . .“ Erik hörte nur mit halbem Ohr zu. Tobias hatte von seinem Fenster im Seitenflügel die Hallentür offen stehen sehen, hatte sich angezogen, um nach dem Rechten zu sehen und dabei festgestellt, daß Reynold sich nicht in seinem Zimmer befand. Sofort dachte er, daß sein Herr wieder eine seiner nächtlichen Wanderungen unternommen habe, und beschloß, ihn zu suchen.

„Das war brav, Tobias“, erwiderte Erik zerstreut und beugte sich über seinen Vater, der nicht ganz besinnungslos zu sein schien, obwohl er schwer atmend mit geschlossenen Augen dalag.

„Soll ich Fräulein Märta nicht lieber wecken?“

„Ach ja!“ Erik sank auf einen Stuhl nieder.

„Fräulein Märta!“ hörte er den Alten rufen. „Kommen Sie uns doch zur Hilfe. Dem Herrn ist ein Unglück zugestoßen.“

IV.

Wer hatte seinen Vater überfallen? Wessen Hand hatte sich zu einem so sinnlosen, so abscheulichen Schlag erhoben? Erik dachte an seine eigene blinde Wanderung mit zornerfülltem Herzen . . . und wagte nicht weiter zu denken!

Jetzt vernahm er Märtas Stimme und blickte auf. Sie legte einen kalten Umschlag auf Reynolds Stirn und Tobias hielt das Wasserbecken.

„Es ist sicherlich nicht gefährlich“, sagte Märta. „Legen Sie sich nur wieder zu Bett, Tobias. Ich bleibe hier.“

Der Alte entfernte sich zögernd, und sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, setzte Märta sich neben Erik nieder und ließ sich erzählen, was geschehen war.

„Glaubst du, daß es jemand von drüben gewesen sein kann?“ fragte Erik zum Schluß und deutete nach der Richtung von Hamra.

„Es klingt unglaublich und vollkommen sinnlos.“ Märta blickte ihn aufmerksam an. „Bist du ganz sicher, daß jemand in der Bibliothek war?“

„Du hältst es für eine Sinnestäuschung?“ entgegnete er. „Ich weiß nicht . . . der Gedanke macht mich ganz krank. Was ist es nur, was in mir erwacht, wenn mein wirkliches Ich schläft? Das bin **ich** doch nicht! Ich werde nie zugeben, daß es mein Wille und meine Seele ist! Jenes andere . . . es ist wie ein Tier . . . ein Tier, das bei Nacht jagt! Märta, glaubst du . . . daß ich es war, der . . .“

„Sprich es nicht aus, Erik! Es **kann** nicht wahr sein!“

Er ist gekommen.

I.

„Ist dir jetzt besser, Vater?“

Erik hatte noch lange im Bett gelegen, ohne jedoch schlafen zu können. Nachdem er dann aber gebadet und sich angekleidet hatte, war ihm etwas besser zumute.

„Ja, ja, es ist nichts!“ Reynold nickte mit verbundenem Kopf und schnitt ein Gesicht. „'ne Beule habe ich wohl davongetragen.“

„Hast du keine Spur von dem Kerl gesehen, der dich überfiel?“

„Nein — und wer hätte es denn auch sein sollen? Ich hab' mir's diese Nacht überlegt. Wahrscheinlich bin ich nur gestolpert und hintenüber gefallen.“

Erik, der ihn auf einer flachen kleinen grasbewachsenen Lichtung gefunden hatte, sagte nichts.

„Du siehst ja ganz blaß aus, Junge! Um mich brauchst du dir keine Sorge zu machen“, setzte Reynold hinzu.

„Nein, Vater“, erwiderte Erik gepreßt und fühlte, daß Märta ihm einen raschen Blick zuwarf.

„Weshalb warst du eigentlich so spät draußen, Onkel Hugo?“ fragte sie.

„Ich konnte wieder nicht schlafen und wanderte auf der ganzen Insel herum, bis ich in die Nähe der Kajüte kam und den Lichtschein im Wasser gewahrte. Da blieb ich stehen.“

„Das war doch sicherlich Täuschung, Onkel Hugo!“

„Nein, durchaus nicht! Ich sah ihn deutlich in der Tiefe hin und her flackern — wie ein Phosphoreszieren, aber viel stärker. Sagt, was ihr wollt! Ich weiß, was ich glaube.“

„Daß der Meermann sich so zu erkennen gab?“

„Ja, etwas der Art. Es läßt sich schwer in Worte kleiden, aber ich bin gespannt zu hören, was Drakenborch sagt. Wieviel Uhr ist es jetzt?“

„Kaum neun“, sagte Erik, der fürchtete, sein Vater werde nach dem Kubaner schicken. Er wechselte einen Blick mit Märta und erhob sich. „Ich will jetzt nach Furusund, um an Seburg zu telephonieren.“

Märta begleitete ihn hinaus.

„Wir müssen uns diese Leute fernhalten“, sagte er draußen. „Vater schenkt Drakenborch zuviel Vertrauen.“

„Solange Onkel Hugo zu Bett liegt, laß ich niemand zu ihm hinein“, erwiderte Märta.

„Und diese Sitzung muß auch aufgeschoben werden.
„Ja, heute kann noch nicht davon die Rede sein."

Diese kleine Verschwörung hob Eriks Stimmung, und als er im Motorboot des Pächters aufs sonnige Meer hinaussteuerte, sah er die Lage schon hoffnungsvoller an. Wenn Wallion erst kam, würde er schon Licht in dies drohende Dunkel bringen.

In Furusund fühlte er sich stark versucht, auch Maurice Wallion anzurufen, um zu fragen, wann er käme. Aber Wallion hatte ihm ja ausdrücklich gesagt, er sollte sich still verhalten und warten. Auf der Rückfahrt fiel ihm plötzlich ein, daß er ihm nichts von dieser Taucherfache gesagt hatte. Ob die hinderlich sein konnte? Ob er selbst an irgendein Ergebnis glaubte, war ihm nicht klar. An einen Schatz von märchenhaftem Wert glaubte er jedenfalls nicht, und sein Vater glücklicherweise ebensowenig. Aber nach einem endgültigen Beweis für die Identität jenes Holländers Vriesman mit seinem Vorfahren Erik Frisman Reynold hungerte Reynold geradezu, und Erik fürchtete, daß eine Enttäuschung seinen alten gebeugten Vater womöglich töten werde.

Als Erik, der den Sohn des Pächters mitgenommen hatte, nach Jägarö zurückkehrte, erwartete Lindström sie auf der Brücke und fragte den Jungen: „War es schon gemeldet?"

„In Furusund wußten sie noch nichts davon", erwiderte Knut.

„Aber es wird ja sicherlich noch heute gemeldet werden."

„Was denn?" erkundigte sich Erik.

„Ach, heute morgen hat man wieder bei den Klippen eine Mine treiben sehen", sagte Lindström. „Es ist schrecklich! Seit langen Jahren ist der Krieg nun zu Ende, und doch tauchen immer noch dann und wann solche Biester bei uns auf. Die Russen haben hier ja geradezu damit gepfeffert. Wenn wir Ostwind bekommen, kann das Ding gerade hierher treiben und ein Stück von Jägarö absprengen."

„Gott bewahre!" sagte Erik. „Die Wachtschiffe der Marine werden schon mit ihnen fertig werden."

Er eilte nach Hause und berichtete seinem Vater, als Märta ihm durchs Fenster winkte und ihm, als er herauskam, rasch zuflüsterte: „Colt kommt herüber."

In der Tat glitt das Hamrasche Motorboot bereits heran. Erik ging nach der Landungsbrücke hinunter und stand dort ruhig mit beiden Händen in den Taschen, als Colt ausstieg und auf ihn zukam.

„Na, mein Alter, heute trägst du ja glücklicherweise eine minder kriegerische Miene zur Schau. Der kleine Ausflug nach Furusund hat dich wohl beruhigt."

„Was willst du?"

„Na, na, nicht so grimmig! Drakenborch läßt grüßen und ladet euch zu heut abend zu einer kleinen Séance ein."

„Heute geht das nicht. Mein Vater ist krank."

„Krank?" wiederholte Colt mit verwunderter Miene. „Mit einemmal? Was ist denn geschehen?"

„Ich habe nicht gesagt, daß etwas geschehen ist, Colt."

„Nun, eine Erkrankung ist doch immerhin ein Geschehnis. Und wenn du mich freundlichst vorbeilassen willst, möchte ich ihm gern einen Besuch abstatten."

Aber Erik blieb unbeweglich stehen und versperrte ihm den Weg.

„Bedauere. Er liegt zu Bett und schläft."

„Sein Zustand ist doch nicht bedenklich?"

„Wir fanden ihn bewußtlos am Boden liegend. Er meint, daß er gefallen ist und sich verletzt hat."

„Dein Ton ist so sonderbar! Er meint — — und du?"

„Ich widerspreche ihm nicht."

Colt schwieg einen Augenblick und starrte nach dem Haus hinüber. „Dann bitte ich dich, ihn von mir zu grüßen", sagte er und sprang wieder ins Boot hinab. „Auf Wiedersehen, mein liebenswürdiger Freund!"

„Die Sitzung bei Drakenborch ist aufgeschoben", berichtete Erik, als er zu seinem Vater zurückkehrte. „Colt war eben hier."

„Aufgeschoben?" murmelte der alte Herr und sah so grau und verfallen aus, daß Erik sich erschrocken über ihn beugte.

„Wie fühlst du dich Vater? Ich hätte doch den Arzt aus Furusund mitbringen sollen."

„Unsinn! Es geht mir schon besser . . . Ich könnte schon wieder aufstehen."

„Heute noch nicht", erklärte Märta mit sanfter Bestimmtheit. „Morgen werden wir dann sehen."

II.

Das Dampfschiff kam zur gewohnten Zeit, ohne jedoch Passagiere abzusetzen, und Eriks und Märtas frohe Erwartungen wurden zu Wasser. Dahingegen meldete die Zeitung, daß man in Stockholm die Ankunft eines Brüsseler Polizeibeamten erwarte, der vielleicht imstande sein werde, zur Aufklärung des jüngsten Mordfalls beizutragen. Man mußte sich also auf eine unmittelbar bevorstehende Krisis gefaßt machen . . .

Erik war sehr müde, als er um halb elf nach oben ging und sich zum Schlafengehen anschickte. Aber wenn er den Tag für beendet gehalten hatte, so wurde er rasch eines andern belehrt. Gerade als er sich ausziehen wollte, hörte er hastige Schritte, und gleich darauf erschien der alte Tobias atemlos und mit entsetzten Augen in der Tür.

„Er ist da!" keuchte er.

„Wer?" fragte Erik lebhaft, weil er annahm, daß Tobias von Wallion spräche.

„Der Meermann!" Der alte Mann rang nach Atem. „Er ist in der Kajüte."

„Hast du ihn gesehen?"

„Nein, aber den Schein . . . in der Kajüte . . . kein Lampenschein . . . Ein weißes Licht, das den Fußboden beschien . . . Die Tür stand offen . . ."

Erik fuhr mit beiden Armen in seinen Rock. „Wie kamst du denn in aller Welt dahin?"

„Ich wollte den Schein sehen, von dem Herr Reynold sprach. — Und ich sah ihn . . . Aber nicht im Wasser, sondern in der Kajüte . . ."

Erik sah den Alten voller Bewunderung an. „Vater rühmt immer deinen Mut, Tobias", sagte er, „und das mit Recht! Aber jetzt bleib' hier, während ich hinlaufe und nachsehe. Und beunruhige dich nicht, wenn ich einige Zeit wegbleibe. Falls wirklich jemand dort ist, bleibe ich da, um ihn zu beobachten."

Während er von feuchtem Dunkel umgeben nach jener verrufenen Stelle hinabeilte, wünschte er fast, daß er einen Revolver bei sich hätte.

Angestrengt spähte er nach dem Lichtschein aus, den Tobias angeblich gesehen hatte. Aber alles war dunkel. Nur in einer Beziehung hatte Tobias recht gehabt. Die Kajütentür stand offen.

Drinnen war es dunkel, und nichts regte sich.

Erik schlich über den Sand hinüber und blickte hinein. Sofort ertönte drinnen eine tiefe Stimme.

„Machen Sie die Tür hinter sich zu. Es gibt viel zu besprechen", sagte die Stimme.

III.

Am Tisch gewahrte Erik im Finstern eine dunkle Gestalt.

Erik gehorchte und hörte einen Stuhl rücken. Dann sah er zwei Hände, die vorsichtig die kleinen Fensterscheiben verhängten. Nun herrschte vollkommene Finsternis in dem engen Raum.

Da knackte eine elektrische Taschenlampe, ein milchweißer Lichtstrahl flammte auf, und die Stimme sprach: „Nehmen Sie Platz! Die zwei Stühle sind ja glücklicherweise heil geblieben, wenn der Tisch auch von der Séance recht wacklig geworden ist."

„Herr Wallion — Sie kommen also doch?" rief Erik aus.

„Doch? Ich bin seit einer Stunde hier", erwiderte der Journalist, und bedeckte die Taschenlampe mit seiner Mütze, so daß sich der Lichtstrahl verteilte, und spukhafte Lichter auf die Gesichter der beiden Männer fielen.

„Aber weshalb kommen Sie nicht ins Haus hinauf . . . Und wie sind Sie hergekommen?"

Maurice Wallion zündete lächelnd eine Zigarette an.

„Erstens wollte ich Sie unter vier Augen sprechen, bevor jemand anders von meiner Ankunft wußte. Ich hatte die Absicht, mich in der Nacht an Ihrem Fenster zu erkennen zu geben. Zweitens halte ich die Kajüte für die interessanteste Stelle auf Jägarö. Die Stunde hier war denn auch nicht langweilig, obwohl ich vergeblich auf okkulte Sensationen wartete. Drittens liegt mein Motorboot am Strande hinterm Granittor."

Erik erzählte, was Tobias berichtet hatte.

„Ach, wirklich?" lachte Wallion. „Er muß wie ein Indianer geschlichen sein, der Alte, denn ich habe nichts gehört. Ich hatte die brennende Taschenlampe auf den Fußboden gelegt, um mich hier drinnen umzusehen. Das ist ein alter Kniff von mir, um zu verhindern, daß der Schein durch die Fenster glänzt. Daraus sehen Sie, wie einfach geheimnisvolle Phänomene sind, wenn sie erklärt werden."

„Ja", sagte Erik, „aber merkwürdigerweise hatte Tobias erwartet, den Schein nicht in der Kajüte, sondern im Wasser zu sehen."

Wallion, der ihn die ganze Zeit unverwandt ansah, zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben die letzte Nacht nicht gut geschlafen", versetzte er. „Was ist geschehen, seit wir uns gestern sahen?"

(Fortsetzung folgt.)

Angst.

Skizze von André Reuze.

(Berechtigte Uebertragung von Jo Hanns Rösler.)

Die Sonne sank. Abendschatten breiteten sich aus. Das heiße Knistern des gelben Ginsters verstummte. Weiße Nebel zogen dünne Streifen durch die Täler.

„Ich kann nicht weiter", sank Brihan zusammen, „wo ist die Hütte, die wir sahen?"

„Die Hütte muß hier sein", ermutigte ihn Crostand, „bei den großen Eichen war sie. Ich sah das rote Dach deutlich zwischen den Zweigen." Noch einmal erhob sich Brihan. Fieber schüttelte ihn. Aber sie mußten weiter.

Endlich stand ein Haus vor ihnen. Es schien alt und unbewohnt. Kein Rauch stieg aus dem Kamin. Kein Hund bellte, als sie näher kamen. Die Fenster waren geschlossen.

Crostand schlug mit der Faust an die Tür. — Nichts rührte sich.

Dann drückte er die Klinke nieder. Sie gab nach. Die Tür ging auf. Das Innere war nur ein einziger, ärmlicher Raum. Eine alte Waschschüssel stand auf dem Herd, eine schiefe Bank, in einer Ecke lagen Strohbündel.

„Hallo!" rief Crostand, „ist jemand da?" — Keine Antwort. Da sie weder eine Lampe noch Kerzen finden konnten, holten sie Reisig herein und brannten ein Feuer im Herd an. In Brihans Rucksack waren noch ein Rest Schinken und Brot. Sie aßen schweigend. Der Ginster und die Tannenzapfen knisterten im Herd, der Schatten der beiden Männer tanzte an der Wand. Man hörte klein Heimchen im Herd — und das gilt in der Bretagne als schlechtes Zeichen.

„Es muß doch jemand hier leben", sagte Brihan plötzlich, „schau her, in diesem Topf ist noch vor kurzer Zeit Milch gewesen."

Crostand lachte ihn aus: „Mußt du unbedingt wissen, bei wem wir zu Gast sind? Ich finde es so viel lustiger. Hoffentlich finden wir noch ein Bett, in dem wir schlafen können."

In einer Ecke führte eine morsche Leiter nach oben. Ein schmaler Gang teilte den Oberstock in zwei Teile. Die linke Tür war verschlossen, die rechte öffnete sich leicht. Sie hatte weder Klinke noch Schloß.

Sie traten ein. — Auf dem Boden lag etwas Stroh. Auf einem Holzsessel entdeckten sie einen Kerzenstumpf, den sie entzündeten.

„Wenn uns die Ratten in Ruhe lassen, werden wir wie Könige schlafen."

„Hoffentlich. Leider ist die Fensterscheibe zerbrochen. Es zieht —". Da krachte die Tür zu, die Kerze erlosch.

„Holla! Ich habe nur mehr zwei Streichhölzer. Der Sessel ist schwer, wir werden die Tür damit verbarrikadieren. So — das wäre gemacht." Crostand legte sich nieder ins Stroh. Sie waren gerade im Begriff einzuschlafen, als plötzlich ein Windstoß die Tür erschütterte, den Sessel umwarf und die Kerze nochmals verlöschte. Crostand nahm sein letztes Zündhölzchen und barg es unter dem Mantel, allein der Luftzug blies es sofort aus.

„Kein Licht mehr."

„Wir werden im Finstern schlafen können. Morgen früh wird es hell sein."

„Du hast recht", gab Brihan mit unsicherer Stimme zu, „aber ich werde mein Messer im Gesims feststecken, damit diese Tür nicht immer auf und zu schlägt."

Plötzlich fuhr er zusammen. „Hast du gehört?"

„Was?"

„Schritte. Jetzt wieder."

Im selben Augenblick krachte die Tür. Jemand versuchte sie zu öffnen. — „Wer ist da?" rief Brihan laut.

Keine Antwort. Aber ein harter Schlag wurde gegen das Holz geführt. — „Wer ist da?" wiederholte Brihan fast schreiend.

Ein paar Sekunden erstickendes Schweigen folgten. Dann wieder drei kurze, harte Stöße gegen die Tür.

„Antworten Sie doch!" schrie Brihan, und seine Stimme überschlug sich, „Antworten Sie doch!"

Ein kurzes Krachen. Das Messer sprang heraus und fiel klirrend zu Boden. Die Tür ging auf. — —

Ein Schatten kam langsam auf sie zu — der Schatten einer menschlichen Gestalt. Sie wichen zurück. Bis zur Mauer.

Und da geschah das Furchtbare ... Brihan, entsetzt, von Sinnen, tat einen Satz zur Leiter, rannte das grauenhafte Wesen um, das schwer zusammenbrach, ohne Laut. Crostand folgte ihm, verfehlte die erste Sprosse, stürzte und riß Brihan mit sich, bis hinunter.

Sinnloses Entsetzen hatte sie erfaßt. Crostand fand als erster den Ausgang und rannte in die Nacht hinaus. Schwer fiel die Tür hinter ihm zu.

Ein furchtbarer Schrei zerriß die Nacht. Ein Schrei, kaum mehr aus einem Menschenmunde. Ein Schrei, der sich tausendfach in der Einsamkeit des Waldes wiederholte.

Crostand lief und lief, verfing sich an Steinen und Wurzeln, stieß gegen Bäume, fiel, stand wieder auf, rannte weiter durch die Nacht. Endlich kam er an ein Dorf, wo er Bauern wach rief. — —

Im Morgengrauen kamen sie an das verlassene Haus.

Vor der Tür lag Brihan, zusammengesunken, das Gesicht verzerrt vor Entsetzen, von seinem Mantel festgehalten, der sich in der zuschlagenden Tür festgeklemmt hatte — aus Angst gestorben.

Das Haus war von einer alten, taubstummen Frau bewohnt. Man fand sie oben auf dem Stroh. Sie war halbtot und hatte nichts von dem verstanden, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Furchtsam sah sie die vielen Leute in ihrem Haus, schüttelte den Kopf, kletterte die Leiter hinab, nahm die Waschschüssel vom Herd und ging ins Freie. Man hat sie nie wiedergesehen.

Die Frau, die eine Stadt vergiften wollte.

Hysterie, Verliebtheit und gefährliches Alter. — Ein furchtbarer Unschuldsbeweis.

Christiana Edmunds ist gestorben. Damit ist das Andenken an einen Sensationsprozeß wieder lebendig geworden, der Ende der achtziger Jahre nicht nur London, sondern ganz England in Spannung und Aufregung versetzte. Ein Giftmordprozeß, in dem eine Frau die Hauptrolle spielte, wie vor ihr die Charlotte Corday und — schon in unserem Jahrhundert — Madame Steinheil. Und dennoch in seiner Art vielleicht sensationeller als diese beiden.

Ein Giftmordprozeß und gleichzeitig die Tragödie einer Ungeliebten, eines alternden Mädchens. Die Heldin, Christiana Edmunds, blickte zu jener Zeit auf annähernd vierzig Lenze zurück. Mit ihrer Mutter hauste sie in einem möblierten Zimmer in Brighton; sie hatte kaum jemals Freunde besessen und die Tage vergingen für sie unter Mahlzeiten, Spaziergängen und Gesprächen mit ihrer Mutter, in denen Christiana, die ihre Vereinsamung sehr bitter empfand, sich in heftigen Schmähungen gegen ihr hartes Schicksal erging.

Da aber ging mit Christiana plötzlich eine Wandlung vor sich. Ein Mann war in ihr Leben getreten. Durchaus nicht romantisch, wie es damals jedes Mädchen erträumte; ganz nüchtern und beruflich, als Arzt. Christiana hatte ihn kommen lassen, da sie an Kopfschmerzen und sonstigen nervösen Störungen litt; so kam Dr. Beard in ihr Haus. Er war, wie ein Arzt es immer sein sollte, sympathisch in seinem Äußeren und seinem Wesen; und er hatte auch jene Gewissenhaftigkeit, die in dem Patienten nicht nur das zu behandelnde Objekt, sondern auch den Menschen sieht.

Mit Schrecken erkannte Dr. Beard bei seinem zweiten Besuch die Eroberung, die er gemacht hatte, in ihrem vollen Umfang. Und es wäre für alle Beteiligten besser gewesen, wenn er sofort das Haus verlassen und sich geweigert hätte, eine Rolle zu spielen, wie die überhitzte Phantasie einer Hysterikerin sie ihm zugeteilt hatte.

Tatsache ist, daß Christiana ihm glühende Liebesbriefe schrieb, die er in einem Ton der Ritterlichkeit beantwortete. Christiana, die mit den Augen der Verliebtheit las, glaubte in seinen Antworten lesen zu können, daß Dr. Beard nur auf den Tod seiner Frau wartete, um sie heiraten zu können. Selbstverständlich hütete sie diese Briefe wie einen teuren Schatz; und das war vielleicht gut. Denn auch die Richter lasen diese Briefe, und vielleicht wurde das Urteil zum Teil durch sie bestimmt.

Wahnsinn pflegt Methode zu haben, und Verrückte sind in ihren Handlungen oft von unheimlicher Logik. So auch Christiana Edmunds. Sie sah ein Ziel vor sich, auf dem Wege dahin aber ein störendes Hindernis: Dr. Beards Frau. Sie überlegte lange, verwarf Plan um Plan; endlich glaubte sie das Richtige gefunden zu haben. Das Unauffälligste.

Sie beschloß sich Gift zu verschaffen, Strychnin. Das war auch damals an gewisse Bedingungen geknüpft. Heute bedarf es dazu eines Rezeptes, damals mußte man sich mit

vollem Namen und Adresse in das sogenannte „Giftbuch" eintragen. Nur brauchte man dazu keinen von der Behörde beglaubigten Personalausweis; und so schrieb sich Christiana als: Mrs. Woods, Hillside, Kingstown, Surrey ein. Dann kaufte sie in einem Schokoladengeschäft eine Schachtel Pralinen, tränkte sie zu Hause mit einer Strychninlösung und machte, als ihnen nichts mehr anzusehen war, Mrs. Beard einen Besuch zur Teezeit. Diese pflegte zwar keine Schokolade zum Tee zu essen, als ihr Christiana aber von den Pralinen anbot, nahm sie eine davon an, um ihren Besuch nicht zu kränken. Sie hatte die Praline kaum in den Mund genommen, als sie, durch den auffallend bitteren Geschmack derselben stutzig gemacht, dieselbe geschickt wieder ausspuckte und, ohne daß die Besucherin etwas merkte, beiseite legte, um sie später ihrem Gatten zu zeigen.

An einem der nächsten Tage teilte Dr. Beard Christiana mit, daß er und seine Frau mit ihr nichts mehr zu tun haben wollten. Dies sei die einzige Konsequenz, die er aus ihrem Mordversuch ziehe.

Statt nun froh zu sein, so leichten Kaufes davon zu kommen, und durch die Tatsache, daß Dr. Beard sich auf die Seite seiner Frau stellte, von ihrem Irrtum geheilt zu werden, sann Christiana unablässig darauf, wie sie dem geliebten Mann die Haltlosigkeit seiner Anschuldigung beweisen könne. Es war ein ungeheuerlicher Plan, den sie ausbrütete. Würdig eines Nero, eines Cesare Borgia. Sie mußte Dr. Beard beweisen, daß nicht sie das Gift in die Schokolade getan hatte; doch sie hatte keinen Beweis. Also mußte sie ihn schaffen, um jeden Preis.

Gift hatte sie noch genug. Also brauchte sie Schokoladenbonbons. Um nicht aufzufallen, durfte sie sie nicht selbst kaufen; darum schickte sie einen kleinen Jungen mit instinktivem Raffinement zu einem der größten Schokoladenhändler in Brighton. Der Inhalt des Kartons wurde von ihr mit Strychnin behandelt; dann schickte sie den Jungen damit zurück, er hätte ihr nicht das Gewünschte gebracht. Und dieses Umtauschspiel wiederholte sie im Laufe der nächsten Wochen noch oft. Der erwartete Erfolg aber ließ auf sich warten. Sie rechnete damit, daß sich ein oder mehrere Todesfälle durch den Genuß vergifteter Schokolade ereignen würden, Fälle, mit denen sie persönlich in keinerlei Zusammenhang stand; der beste Beweis, daß sie auch in jenem ersten zu Unrecht beschuldigt worden war. Denn sie rechnete auch damit, daß die Zeitungen sich der Sache bemächtigen und Dr. Beard durch diese Kenntnis davon erhalten würde.

In den ersten Märztagen war ihr Plan gereift, am 12. Juni trat das erwartete Ereignis ein. Ein kleiner Junge war das Opfer. Er hatte von seinem Onkel Schokolade bekommen, hatte sie — nach Kinderart — rasch gegessen und war 20 Minuten später tot. Aufsehen und Erregung waren ungeheuer. Es meldeten sich Leute bei der Polizei, die in demselben Laden Schokolade gekauft und einen bitteren Geschmack an ihr wahrgenommen hatten. Der Schokoladenhändler wurde vor Gericht gestellt, doch: er war nicht der Hersteller; also wurde er freigesprochen.

Die Polizei gab sich damit nicht zufrieden. Sie durchforschte alle Giftregister in Brighton und konnte jedem einzelnen Kauf von Gift nachgehen, bis auf einen: Mrs. Woods, Hill Side, Kingston, Surrey. Sie wäre über diesen einen zur Tagesordnung übergegangen, hätte der Drogist nicht einem der Beamten davon Mitteilung gemacht, daß ein Junge ihm einen Brief, wie er sagte, vom Leichenbeschauer, brachte, worin er um leihweise Überlassung des Giftbuches gebeten wurde. Als er es zurückbekam, fehlte eine Seite daraus; die, welche auf jenes Blatt folgte, auf dem Mrs. Woods sich eingetragen hatte.

Jetzt begann die Polizei sich für Mrs. Woods zu interessieren, denn es war ihr sofort klar, daß es sich hier um den Versuch einer Irreführung, einer Ablenkung eines etwaigen Verdachtes auf eine dritte Person handelte. Mrs. Woods war bald in der Person Christiania Edmunds ermittelt. Noch aber war die Kette der Beweise zu schließen. Man erbat also von Christiana schriftliche Auskunft über eine belanglose Angelegenheit. Ihre Antwort und der Brief des Leichenbeschauers zeigten die gleichen Schriftzüge; daraufhin wurde sie verhaftet.

Am Tage der Verhandlung war der Gerichtssaal gedrängt voll. Der Staatsanwalt beantragte Todesstrafe; Kronzeuge war Dr. Beard. Und was er als Arzt aussagte, wie er sie den Richtern zeigte, als schwere Hysterikerin, als einen von der Natur vergessenen Menschen, als die Frau, der es immer versagt geblieben war, ihrer natürlichen Bestimmung gerecht zu werden, das rettete ihr das Leben. Die Richter erklärten sie für unzurechnungsfähig und schickten sie nach Broadmoor, ins Irrenhaus. Dieses Urteil erregte damals ungeheures Aufsehen.

Vierzig Jahre fast sind seither durchs Land gegangen, vierzig Jahre hat die Frau, die — um ihrer Liebe willen kaltblütig eine ganze Stadt vergiften wollte, als Irre dahingedämmert, bis vor wenigen Tagen der Tod die Akten über den Fall „Christiana Edmunds" endgültig geschlossen hat.



Bunte Chronik



* **Der Teufel aus dem Postamt.** Der Sohn der alten Nawra Petrowa, einer Bäuerin aus einem Dorfe in der Nähe der russischen Stadt Kasan, war seit Jahren verschollen. Er zog in den Krieg, und seitdem hatte die Mutter ihren Iwan nicht mehr gesehen. Groß war die Freude der Alten, als sie plötzlich eine Nachricht von dem längst Totgeglaubten erhielt. — Iwan schrieb ihr, daß er nicht nur nicht tot sei, sondern daß es ihm recht gut gehe. Er war im Kriege gefangen genommen worden, kam nach Deutschland, lernte hier ein einträgliches Handwerk und wanderte nach Amerika aus, wo er jetzt eine gute Stellung in den Werken des Autokönigs Ford hat. Er überweise, so schrieb Iwan, seiner alten Mutter gleichzeitig die recht ansehnliche Summe von 200 Dollars. Einige Tage später erhielt die Alte eine Vorladung auf das Postamt. Dort wurden ihr 40 blanke Scheine ausgezahlt. 400 Rubel, das war ein Vermögen, das sich die Alte nicht einmal im Traume vorstellen konnte. Spät abends am selben Tage, als die Alte in Gedanken versunken vor dem Tisch saß und über eine Anlage des ungeheuren Vermögens, das ihr in den Schoß gefallen war, nachdachte, klopfte es plötzlich an der Türe. Nawra öffnete und fiel vor Schreck um. Der leibhaftige Teufel, zottig, mit feuriger Nase und Hörnern, stand vor ihr. „Ich bin der Teufel, der im Postamt auf Befehl des Fürsten der Hölle die Kontrolle der Geldeingänge übernommen hat. Jeder, der Geld, diesen schnöden Mammon, besitzt, kommt in die Hölle. Wir Teufel können aber das Geld für unsere Zwecke sehr gut gebrauchen. Du wirst dein Seelenheil retten, wenn du mir das Geld sofort zurückgibst." — „Nimm es, lieber Genosse Teufel", erwiderte die Alte und war froh, ihr Seelenheil durch die Zurückgabe des Geldes zu retten. Der Dorfkommissar, dem die Alte diese Geschichte erzählte, wollte aber an die Teufelskontrolle im Postamt nicht so recht glauben. Er unternahm eine Haussuchung bei dem Postmeister, und siehe da, — die Requisiten des Teufels, Hörner, zottiges Fell und Maske, wurden bei dem braven Postmeister gefunden.

* **7000 verschwundene Mädchen.** Nach einer Angabe der Polizei in Newyork sind dort im Verlaufe des Jahres 1928 nicht weniger als 7000 Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren aus ihrer elterlichen Wohnung verschwunden und nicht mehr zurückgekehrt. In den meisten Fällen handelt es sich um Mädchen, denen seitens ihrer Eltern die Zustimmung zur Heirat verweigert wurde und die dann mit ihrem Verehrer im geheimen verschwunden sind. Die Polizei ist davon überzeugt, daß ein Teil dieser Mädchen in die Hände von Mädchenhändlern gefallen ist.

Lustige Rundschau



* **Widerspruchsgeist.** Quatz geht in die Apotheke. Will seinen Freund, den Apotheker, ein bißchen uzen. „Kann man hier in dem Laden alles kriegen, was man von einer Apotheke verlangen kann?" — „Natürlich, August." — „Aeh — hm — hast du auch Weingeist?" — „Natürlich! Wieviel brauchst du?" — „Danke, nichts, wollte bloß mal sehen, ob du Weingeist hast. Aeh — hm — hast du auch Widerspruchsgeist?" —„Natürlich! Wieviel brauchst du?" — „Ich sagte: Widerspruchsgeist!" — „Freilich, freilich, ich habe schon richtig verstanden. Wieviel brauchst du?" — „Hihi! Glänzend, wie du so auf den Scherz eingehst! Na, da gib mir mal eine nette Portion Widerspruchsgeist!" — „Einen Augenblick!" sagt der Apotheker und verschwindet. Kommt nach einer Weile wieder und hat seine Frau an der Hand. „Hier, mein lieber Quatz", sagt der Apotheker, „hier ist das Gewünschte!"

*

* **Auffassung.** Kunsthändler: „Ich will Ihnen das Bild für den halben Katalogpreis überlassen." — „Schön, was kostet der Katalog?"

* **Das kurze Kleid.** „Ist mein Kleid nicht ein Roman?" — „Na, und sogar einer ohne Fortsetzung . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.